

25 Jahre Verein für eine offene Kirche

«Nur im Dunkeln sieht man die Sterne» (Martin Luther King)
Ein unverhoffter Blick in den Himmel

VON P. MARTIN WERLEN OSB

«Nur im Dunkeln sieht man die Sterne.» Das ist eine gewagte Aussage. Wie leichtsinnig sagen wir Sätze, die nur Menschen sagen dürfen, die aus einer tiefen Erfahrung sprechen. Sonst kommt es nicht gut heraus. Denken wir an Sätze wie «Das ist nicht so schlimm!», wenn wir selbst am Verzweifeln sind. Oder: «Es wird schon wieder besser», wenn ein Mensch merkt, dass es zu Ende geht. «Nur im Dunkeln sieht man die Sterne.» Dieser Satz hat eine grosse Tiefe, weil er von einem Menschen gesprochen wurde, der tatsächlich grösste Dunkelheit erfahren hat: Martin Luther King.

Gewaltfrei hat er in den USA gegen Unterdrückung und soziale Ungerechtigkeit der Schwarzen gekämpft. Dank seines Einsatzes wurde die Rassentrennung gesetzlich aufgehoben und das uneingeschränkte Wahlrecht für die schwarze Bevölkerung der US-Südstaaten eingeführt. 1964 erhielt er den Friedensnobelpreis. Am 4. April 1968 wurde er bei einem Attentat in Memphis erschossen. Gerechtigkeit gefällt nicht allen – auch in der Kirche nicht. «Nur im

Dunkeln sieht man die Sterne.» Diese Worte stammen also von einem, der grösste Dunkelheit erfahren hat. Sie sind kein billiger Trost. Von Martin Luther King können wir sie uns sagen lassen.

Dunkelheit ist eine Erfahrung unseres Lebens. Wie gehen wir damit um? Gottes Wort spricht diese Erfahrung in aller Deutlichkeit an. Sie gehört sogar – wie wir gleich hören werden – zu den grössten Geheimnissen unseres Glaubens. Aber das Wort Gottes spricht auch das an, was der Menschenrechtler Martin Luther King (1929–1968) in die Worte fasst: «Nur im Dunkeln sieht man die Sterne». Er bleibt nicht in der Dunkelheit stehen. Er wirft einen Blick in den Himmel. Er sieht die Sterne.

In aller Dunkelheit in der Welt, in aller Dunkelheit in der Kirche, in aller Dunkelheit in unserem persönlichen Leben werfen wir einen unverhofften Blick in den Himmel. Wir werden staunen!



Der Vorstand
zusammen mit
P. Martin Werlen
(Mitte).

Dunkelheit ist eine Erfahrung unseres Lebens. So beginnt nach dem jüdischen und dem christlichen Verständnis auch jeder Tag mit der Dunkelheit. Das Eindunkeln ist der Anfang des neuen Tages. Es dunkelt ein, wir entdecken die Sterne und am Morgen wird es hell. Leider haben wir das weitgehend vergessen. Die Eucharistiefeier am Samstag ist nicht etwa dem Sonntag vorweggenommen, sondern die erste Messe am Beginn des Sonntags.

Mit dem Eindunkeln beginnt die Heilige Nacht und damit das Weihnachtsfest. Das ist nach dem Kalender der 24. Dezember, aber nach unserem jüdischen und christlichen Kalender beginnt bereits der nächste Tag. Es ist Nacht. In dieser Nacht geht uns ein Licht auf. «Das Volk, das im Dunkeln lebt, sieht ein helles Licht», heisst es im Buch Jesaja.

Beim Tod Jesu ist Dunkelheit: «Es war schon um die sechste Stunde, als eine Finsternis über das ganze Land hereinbrach – bis zur neunten Stunde. Die Sonne verdunkelte sich» (Lk 23,44–45).

Dasselbe gilt für die Osternacht. Sie wird nicht am Karsamstag gefeiert, sondern am Osterfest, das mit dem Eindunkeln beginnt. Auch hier haben wir es mit der Nacht zu tun.

Dunkelheit haben am 2. Dezember 1997 viele Menschen hier im Fürstentum Liechtenstein erfahren. Zur Lösung eines personellen Problems im Bistum Chur wurde für die Kirche im Fürstentum Liechtenstein im Jahre 1997 eine nicht nachvollziehbare Lösung getroffen: Die Gründung eines Erzbistums.

Was ist da passiert? Das Bistum Chur hatte einen Bischof, der offensichtlich zum Bischofsein nicht fähig war. Ich möchte ausdrücklich betonen: Das ist kein Schuldspruch.

Es geht nicht um einen Fehler, der passiert ist. Es geht um eine Haltung, die sich durch alles durchzieht. Zum Bischofsein braucht es nicht nur die Weihe, sondern auch das Vertrauen der Menschen. Wenn die Mehrheit der Gläubigen einem Bischof nicht vertraut, kann er sein Amt nicht ausüben. Dann muss er die Grösse haben, sein Amt zurückzulegen. Das ist ein Akt des Glaubens. Auf den Bischofsstuhl verzichten aus Sorge für die Menschen – das wäre in Einklang mit dem letzten Kanon des Kirchenrechts: «Das Heil der Seelen vor Augen, das in der Kirche immer das oberste Gesetz sein muss.» Und wenn er dazu nicht bereit oder nicht fähig ist? Dann ist er auch nicht bereit und nicht fähig, Bischof zu sein.

Wie schlimm das ist, was am 2. Dezember 1997 passiert ist, geht mir immer mehr auf. Über die Menschen hinweg wurde ein Erzbistum gegründet. Über die Menschen hinweg wurde der Erzbischof ernannt, für den das Erzbistum gegründet wurde. Was beim Protest anlässlich seiner Bischofsweihe in Chur im Jahre 1988 auf Transparenten stand, als die Eingeladenen zur Kathedrale gingen, wurde auch bei der Gründung «seines» Erzbistums Tatsache: «Wer über uns geht, übergeht uns.» Das sind traurige Machtspiele in der Kirche – über die Menschen hinweg und auf Kosten der Menschen. Das ist geistlicher Missbrauch. Da wird Rom nicht darum herumkommen, dafür um Vergebung zu bitten.

Die menschlich gemachte Dunkelheit und ihre Folgen waren vorhersehbar. Der Erzbischof war fortan nicht einmal in eine Bischofskonferenz eingebunden. Nur einmal erlebte ich in internationalen kirchlichen Gremien, dass er seinen Generalvikar entsandte. Nur einmal. Dann nie mehr. In diesem Gremium ging es um die Liturgie im deutschsprachigen Raum. Da sagte ich einmal im Plenum, dass wir die Abwesenheit von Erzbischof Wolfgang in allen



Sitzungen doch nicht akzeptieren können. Der Vorsitzende, Kardinal Meisner, meinte: «Das ist in der Verantwortung des Erzbischofs.» Ich antwortete: «Es geht nicht um den Erzbischof. Es geht um die Menschen, für die er Verantwortung trägt.»

Zu Priestern geweiht wurden viele Männer, die wegen der Haltung des Erzbischofs ins Erzbistum kamen. Was mit ihnen passiert, wenn es einen Bischofswechsel gibt, macht vielen Angst – verständlicherweise auch diesen Priestern. Liturgie wird sogar in der Chrisammesse so gefeiert, als ob es das Zweite Vatikanische Konzil nicht gegeben hätte. Der Erzbischof weigert sich, mit dem Erzbistum in den synodalen Prozess einzusteigen, den Papst Franziskus mit der Kirche auf der ganzen Welt geht.

Das Erzbistum hat viel von dem verloren, was katholisch ist: Weit, umfassend, in Gemeinschaft, wohlwollend, miteinander auf dem Weg.

Mehr als 25 Jahre dauert das bereits an. Der heilige Benedikt schreibt im 6. Jahrhundert in seinem Leitbild für Mönche, dass in solchen Situationen die Getauften rings herum Mitverantwortung tragen: «Sie dürfen wissen: Wenn sie sich von reiner Absicht und vom Eifer für Gott leiten lassen, werden sie dafür reichlich belohnt, andererseits machen sie sich schuldig, wenn sie es versäumen.» Haben wir das Problem überhaupt wahrgenommen? Haben wir nicht vor allem geschwiegen und waren froh, dass wir dieses Problem nicht haben? Da müssen sich viele rundherum an die Brust schlagen.

In dieser Dunkelheit kann man – Gott sei Dank! – auch Sterne sehen. Am 2. Februar 1998 – also heute vor 25 Jahren – wurde der Verein für eine offene Kirche gegründet. Ihr habt euch nicht verabschiedet, wie das viele andere getan haben. Ihr habt euch nicht entschlossen, einfach abzuwarten, bis andere Zeiten kommen. Ihr habt es gewagt, in der Dunkelheit zu erwarten und die Sterne zu sehen. Zusammen mit der Schwesterngemeinschaft von St. Elisabeth, Theologinnen und Theologen, Ordensleuten, Bischöfen und vielen anderen engagierten Getauften wird hier Kirche gelebt. Nicht, dass alles gut läuft. Das gibt es nirgendwo. Aber hier wird versucht, heute Kirche zu leben. Dank euch habe ich die Situation hier überhaupt wahrgenommen – und so ist es vielen anderen gegangen.

Heute Kirche leben. Dazu gehört das gelebte Zeugnis, welches so viele Menschen in der Kirche vermissen: Gott ist bei den Menschen! Da geht es ums Zentrum unseres Glaubens.

Wer Gott wirklich im Zentrum hat, stellt auch den Menschen ins Zentrum. Und wer den Menschen ins Zentrum



Werner Schädler
begrüßte zum
Festvortrag und
stellte Pater Martin
Werlen vor.

stellt, hat auch Gott im Zentrum. Diese Einsicht hält der heilige Papst Johannes Paul II. für eine der grössten Einsichten des Zweiten Vatikanischen Konzils: «Während verschiedene Geistesströmungen in der Vergangenheit und in der Gegenwart dazu neigten und neigen, Theozentrik und Anthropozentrik voneinander zu trennen und sogar in Gegensatz zueinander zu bringen, bemüht sich die Kirche, darin Christus folgend, sie in der Geschichte des Menschen auf organische und tiefe Weise in Verbindung zu bringen. Das ist auch der Grundgedanke, vielleicht sogar der wichtigste, in der Lehre des Konzils» (Dives in misericordia, 1). In dieser Spannung hat der Baptistenpfarrer Martin Luther King seine Berufung gelebt.

In Menschen denken, nicht in Systemen. Es ist katastrophal, wenn die Erhaltung eines Systems für Glaube gehalten wird. Das Ziel kirchlichen Wirkens ist nicht die Erhaltung eines Systems, sondern die Nähe zum Menschen – Gottes Nähe zum Menschen. Das hat nichts zu tun mit dem verpönten Zeitgeist, sondern mit der geschenkten Offenbarung und der lebendigen Tradition. Johannes Paul II. hat, wenn er von der Tradition sprach, immer die erweiterte Form gebraucht: die lebendige Tradition.

Der Bischof ist für die Menschen da, nicht die Menschen für den Bischof. Die Menschen sind nicht für die Priester da, sondern die Priester für die Menschen.



«Euer Glaubens-
zeugnis wird
wahrgenommen.»



Wer in Systemen denkt – und dieser Versuchung können wir alle immer wieder leicht erliegen –, hat die lebendige Beziehung mit Gott und den Menschen verloren. Ist es nicht genau das, was Jesus den damaligen Tonangebenden in seiner Glaubensgemeinschaft vorgeworfen hat? Seine Nähe zu den Menschen wurde andererseits von Verantwortlichen ihm vorgeworfen:

«Dieser nimmt Sünder auf und isst mit ihnen» (Lk 15,1). Wenn ein Bischof sich von den Menschen entfernt, weil sie nicht seinen Vorstellungen von Vollkommenheit entsprechen, gibt er sein Bischofsein auf.

Für die Menschen: Diese zutiefst christliche Haltung hat das Zweite Vatikanische Konzil im letzten grossen Dokument der Kirche ans Herz gelegt. Das Schreiben «Gaudium et spes» beginnt mit den grossartigen Worten: «Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.»

Wir als Kirche haben diese Botschaft zu verkünden, nicht von oben herab, sondern mitten unter den Menschen. Das hat Bischof Oscar Romero (1917–1980) in der Begegnung mit den Armen gelernt – in der Dunkelheit. Dort ist der 2018 Heiliggesprochene Gott begegnet – bei denen, die Unterdrückung und Unrecht erleiden mussten. In prophetischer Weise spricht Romero an, woran die Kirche in unserer Zeit krankt. Er schreckt heilsam auf, wenn er in seiner Predigt am 3. Dezember 1978 sagt: «Wenn viele Menschen sich bereits von der Kirche entfernt haben, dann ist das darauf zurückzuführen, dass die Kirche sich zu weit von der Menschheit entfernt hat. Eine Kirche, die die Erfahrungen der Menschen als ihre eigenen verspürt, die den Schmerz, die Hoffnung, die Angst aller, die sich freuen oder leiden, am eigenen Leib verspürt, diese Kirche wird zum gegenwärtigen Christus.»

Das versuchen wir in der Propstei St. Gerold in unserem Projekt OASE zu leben. Ich bekomme für meine Vorträge kein Honorar, sondern bitte um eine Spende an die OASE. Damit können wir Menschen, die sich keine Ferientage leisten könnten, in die Propstei einladen. Ich freue mich, wenn man den Beitrag beim Hineinwerfen nicht hört... Danke!

«Eine Kirche, die die Erfahrungen der Menschen als ihre eigenen verspürt, die den Schmerz, die Hoffnung, die Angst aller, die sich freuen oder leiden, am eigenen Leib verspürt, diese Kirche wird zum gegenwärtigen Christus.» Liebe Gott-Suchende, diese katholische Haltung versucht der Verein für eine offene Kirche zu leben – hier mitten im Erzbistum. Da sehe ich viele Sterne in aller Dunkelheit. Wie beeindruckend ist es zu sehen, wie Glaubende aus eigener Initiative in den synodalen Prozess einsteigen, von dem sich ihr Erzbischof öffentlich distanziert.

Euer Glaubenszeugnis wird wahrgenommen. Ich bin überzeugt, dass die Bistumsleitung in Zukunft auf den Verein aufbauen wird. Ihr habt in aller Dunkelheit durchgehalten, was sonst zusammengebrochen wäre. Ihr habt Kontakte nach aussen gepflegt. Durch euch dürfen Menschen aller Generationen erfahren, was der heilige Benedikt schreibt: «Jenen, die sich glaubend und vertrauend auf den Weg machen, wird das Herz weit, und sie gehen diesen Weg mit einer Freude, die man kaum beschreiben kann.» Nein, das ist nicht das Handeln einer Sekte, wie ihr das gelegentlich zu hören bekommt. Es ist das Handeln von Glaubenden, die Gott suchen – nicht im 19. Jahrhundert, sondern heute. Da wird uns immer wieder ein unverhoffter Blick in den Himmel geschenkt. Auch heute.

Vergelt's Gott für euer Glaubenszeugnis!